

# Eine Heimat in Rom

Erinnerungen eines ehemaligen Stipendiaten

Von ANDREAS KRAUS

In den Sommerferien 1939 war ich mit meinem Klassenkameraden Arthur Paulmichl mit dem Fahrrad nach Süden aufgebrochen. Das geheime Ziel war Rom, die Heilige Stadt, das ewige Ziel der Sehnsucht der Deutschen. Noch in der Schweiz wurde uns von allen Freunden und Verwandten, die wir aufsuchten, klar gemacht, dass Hitler mit rasender Eile auf einen Krieg zusteure. Wir ließen uns bereden und kehrten am Lago Maggiore wieder um, gerade noch rechtzeitig. Die Sehnsucht aber blieb.

Die wenigen Tage der Pilgerfahrt im Heiligen Jahr, im Dezember 1950, haben die Sehnsucht nicht gestillt, im Gegenteil, sie wuchs und wuchs. Dann kam die Erlösung. Eines Abends im Juli 1955, unser gemeinsamer Lehrer Max Spindler hatte seine Schüler und befreundete Kollegen und Archivare zu einem Vortrag geladen, waren Dieter Albrecht und ich die ersten, die sich eingefunden hatten. Albrecht war damals gerade von Rom gekommen, wo er im Rahmen eines Habilitationsstipendiums im Vatikanischen Archiv gearbeitet hatte. Er berichtete von seiner Arbeit, begeistert erzählte er von Rom. Ich bemerkte bescheiden, dass ich mir nichts Schöneres vorstellen könne, als ebenfalls einige Zeit in Rom leben und arbeiten zu dürfen. Er bemerkte trocken, da könne geholfen werden. Das Römische Institut der Görres-Gesellschaft suche nämlich einen promovierten Historiker, der die Geschichte des päpstlichen Staatssekretariats bearbeiten möchte. Das Thema war mir gleichgültig. Rom war es, dem meine Träume galten. Ich überlegte nicht eine Sekunde, ob ich mich um eine solche Chance bemühen sollte. Albrecht gab mir gerade die nötigen Informationen, als Spindler dazu kam. Als er hörte, um was es ging, war er geradezu Feuer und Flamme – nie hatte ich ihn so erlebt. Damit war der Beschluss gefasst. In den nächsten Tagen stellte ich den Antrag an die Görres-Gesellschaft – wobei die Berufung auf meinen Lehrer Spindler Tür und Tor öffnete. In Rom sorgte Dieter Albrecht, der wieder dorthin zurückgekehrt war, für die Zustimmung der dort maßgebenden Herren. Der Görres-Gesellschaft trat ich umgehend bei.

Mein Antrag wurde noch im Frühherbst 1955 in Köln und Bonn von der Görres-Gesellschaft und vom Bundesinnenministerium, das für die Finanzierung zuständig war, positiv beschieden. Die notwendige Beurlaubung vom Schuldienst – ich war bereits Studienrat – durch das bayerische Kultusministerium stieß dank des Wohlwollens des zuständigen Referenten Dr. Hörmann und der umsichtigen Lenkung der Fäden im Hintergrund durch den Ministerialdirektor Dr. Böck, dem ältesten Schüler Spindlers, auf keine Hindernisse. Am 1. April 1956 sollte ich in Rom antreten.

Schon im Rahmen der Görres-Tagung 1955, die in Freiburg i.B. stattfand, erlebte ich, was mich in Rom erwarten sollte. Als ich mich meinen künftigen

Vorgesetzten und Betreuern vorstellte, P. Engelbert Kirschbaum SJ, dem Direktor des Römischen Instituts, dem Vizedirektor Prälat Dr. Völkl und dem Rektor des Campo Santo Professor Dr. August Schuchert war ich überwältigt von der herzlichen Aufnahme. Sie behandelten mich, wie wenn ich schon lange ihrem Kreis zugehören würde. Ich muss bemerken, dass das damals in der Görres-Gesellschaft überhaupt selbstverständlich war, sie erschien mir noch lange Jahre wie eine große Familie.

Von Rom – einer Weltstadt – erwartete ich natürlich nicht, dass sich irgendjemand um mich kümmern würde, an eine Aufnahme in eine Art großer Familie dachte ich schon gar nicht. Umso größer war die Überraschung, als ich am 1. April in Rom ankam und am Bahnhof ein Empfangskomitee bereitstand, das von Anfang an auch den großen Rahmen bezeichnete, in dem ich mich in Zukunft bewegen sollte: Prälat Völkl, der Vizedirektor des Römischen Instituts, Heinrich Lutz, Assistent am Deutschen Historischen Institut, Kommilitone aus gemeinsamer Studienzeit in München, Schüler von Franz Schnabel, Dieter Albrecht und ebenfalls ein Spindlerschüler, Kurt Reindel, der im Auftrag der Monumenta Germaniae Historica für seine Ausgabe der Briefe des Petrus Damiani (in vier Bänden 1983–1993 erschienen) in der Vatikanischen Bibliothek und in Montecassino arbeitete.

Prälat Völkl war gleichzeitig als Vertreter des Rektors des Priesterkollegs am Campo Santo gekommen. Hier inmitten einer Schar von Stipendiaten aus Deutschland und aus Irland, aber auch im Schatten von hochrangigen kirchlichen Persönlichkeiten, durfte ich zunächst wohnen, bis ich eine passende Wohnung in der Stadt gefunden hatte, in die ich mit meiner Frau, die vier Wochen später in Rom eintraf, dann auch einzog.

Die vier Monate, in denen ich Gast im Campo Santo war, so darf ich wohl sagen, haben die ganze Richtung, die unser Aufenthalt in Rom genommen hat, entscheidend bestimmt. Das enge persönliche Verhältnis, das sich in diesen Tagen entwickelte und das nicht nur die Historiker Heribert Raab und Remigius Bäumer betraf, sondern auch Theologen wie den damaligen Vizerektor Wilhelm Breuning, später Professor in Bonn, den späteren Bonner Dogmatiker Ludwig Hödl, Joseph Semmler und Hannes Gründel, zwanzig Jahre später mein Kollege in München, einschloss oder Paul Metz, den meisterhaften Fotografen, der uns auch die verborgenen Schönheiten Roms an manchem Abend nahe brachte, überdauerte den Abschied aus Rom und führte zu lebenslangen Freundschaften. In Rom selbst bildete diese Gruppe den Kern eines Kreises deutscher Stipendiaten, der sich nicht nur wöchentlich einmal zu geselliger Runde in einer Pizzeria traf, sondern sich auch gelegentlich zu ernsthaften wissenschaftlichen Diskussionen in einer der privaten Wohnungen versammelte. Zu diesem Kreis gehörten nämlich auch die Stipendiaten und die jungen Kollegen am Deutschen Historischen Institut, der dortige Assistent Heinrich Lutz, der Bibliothekar Heinrich Hohenleutner aus München, ein Schüler von Johannes Spörl, Erich Meuthen, später Professor in Köln, der uns das Ergebnis seiner Studien zu Nikolaus Cusanus vorstellte, oder Gerhard Müller mit Frau, der spätere Landesbischof zu Braunschweig, Richard Toellner, der über Albrecht von Haller, den

ersten Präsidenten der Göttinger Sozietät promoviert hatte, stieß gegen Ende meines Aufenthalts in Rom ebenfalls zu diesem Kreis, wie auch Ludwig Hammermayer, Spindlerschüler wie ich, Hejo Busley, der von Johannes Spörl kam, und Hans Schmidt, die ebenfalls als Stipendiaten der Görres-Gesellschaft mit Studien zur Geschichte des Staatssekretariats beauftragt waren. Der Sekretär des Österreichischen Kulturinstituts Heinrich Schmidinger und die Österreichischen Stipendiaten, Fridolin Dörrer, Johannes Rainer, Alfred Strnad oder der spätere Ordinarius in Erlangen Alfred Wendehorst, der in Wien studiert hatte und im Auftrag des Würzburger Ordinariats in Rom weilte, trafen sich mit uns regelmäßig in den Arbeitspausen vor dem Vatikanischen Archiv. Denkwürdig waren auch die Stadtführungen, die jeweils einer von uns vorbereitete, nicht weniger die Ausflüge in das Umland, auf den Soracte, den Berg, den Horaz besungen hatte, nach Subiaco, an den Nemi-See und in die Campagna, die Wanderungen von Subiaco über Olevano und Bellegra an den Weinbergen entlang, die den berühmten Wein von Olevano hervorbrachten. Mit Ludwig Hammermayer machten wir einen letzten Ausflug nach Frascati und Tusculum, ehe wir Rom verließen.

Im Campo Santo konnte man damals Persönlichkeiten von besonderem Zuschnitt kennen lernen, etwa Bruno Wüstenberg, den Deutschland-Referenten am Staatssekretariat. Der „schöne Bruno“, Porsche-Fahrer und ein liebenswürdiger Gesprächspartner, wurde Erzbischof und Nuntius in einer entlegenen Ecke Afrikas, wo er dem Klima erlag. Georg Hüssler, der spätere Präsident des Deutschen Caritasverbandes, wohnte damals ebenfalls im Campo Santo und stieß auch gelegentlich zu unserem Kreis. Besondere Aufmerksamkeit fand bei uns jungen Stipendiaten „Papa [Peter] Schindler“, ein dänischer Weltgeistlicher, Konvertit, ein viel gelesener Schriftsteller, der hinreißend erzählen konnte. Für mich besonders wichtig war Prälat Hermann Hoberg, der Vizepräpekt des Vatikanischen Archivs. An ihn hatte mich P. Kirschbaum verwiesen, damit er mich in das Archiv einführe. Doch das dienstliche Verhältnis war in Kürze nicht mehr die wichtigste Seite unserer Beziehungen. Dass er uns Stipendiaten stets mit außerordentlicher Liebenswürdigkeit begegnete, war schon ungewöhnlich, doch er wurde auch ein echter Freund, ungeachtet des großen Altersunterschieds. Als er 1957 auf einmal mit einem Volkswagen vorfuhr, ahnten meine Frau und ich nicht, was uns bevorstand. Unser sonntäglicher Radius erweiterte sich um gänzlich neue Dimensionen. Hoberg, der sich offensichtlich einsam und verloren in seiner strengen Umwelt fühlte, fragte mich einer Tages, ob wir denn keine Lust hätten, mit seinem neuen Auto zu einem Ausflug in die Campagna mitzufahren. Es ging damals nach Terracina, die Küstenstrasse der Campagna entlang, weiter bis Cumae, zum Eingang der Unterwelt und zum Reich der Sibylle des Vergil. Ein andermal stand Segni auf dem Programm, die Heimat Innozenz III. Damals war auch Joseph Semmler dabei. An einem wunderschönen Herbsttag stiegen wir hinauf nach Guadagnolo, dem höchstgelegenen Ort in Latium in den Prenestiner Bergen, etwa 1200 m hoch gelegen, mit dem etwas darunter gelegenen Marienheiligtum der „Mentorella“. Andere Ziele waren das Heiligtum der S.S. Trinità, oberhalb von Vallepietra und der Monte Lupone in

den Monti Lepini, alles Ziele, die ohne Auto nur schwer erreichbar gewesen wären. Hoberg war sichtlich vergnügt, aber auch jetzt ging er nicht aus sich heraus, schweigsam, wie er immer war, ein echter Westfale.

Mit ganz besonders rührender Hingabe kümmerte sich Prälat Ludwig Völkl, der Vizerektor des Römischen Instituts, um seine Stipendiaten am Campo Santo, aber auch um die jungen Leute am deutschen und österreichischen Institut. Er war im Krieg Wehrmachtspfarrer gewesen und hatte viel von Italien gesehen, kannte alle frühchristlichen Denkmäler Roms und im weiten Umfeld. Er war übrigens kein Dilettant, sondern promovierter Christlicher Archäologe. Großartig waren seine samstäglichen Führungen durch das antike und frühchristliche Rom. Nie wäre meiner Frau und mir, wohl auch den übrigen deutschen Römern nicht, das alte Rom so nahe gebracht worden, hätte uns dieser ungemein kenntnisreiche Cicerone, dem auch viele kirchliche und museale Verbindungen zur Verfügung standen, nicht so intensiv betreut. Es begann mit Führungen durch das unterirdische Rom, z. B. unter SS. Giovanni e Paolo und San Clemente. Ziele waren auch Santa Maria in Cosmedin, der Aventin mit seinen Kirchen, so wie das gänzliche neue Erleben des Forum und des Palatin. Besonders nachhaltig war der Eindruck, den der ganztägige Ausflug zur Villa Hadriana nahe Tivoli hinterließ – wobei das mittägliche Picknick, für das Prälat Völkl wie ein umsichtiger Familienvater gesorgt hatte, die familiäre Verbundenheit der deutschen und österreichischen Stipendiaten erneut festigte. Weitere Ausflüge, nicht weniger umsichtig geplant, führten z. T. im Rahmen der Römischen Görres-Gemeinde, meist aber mit den Teilnehmern der samstäglichen Führungen, nach Cività Castellana, nach Subiaco, Palestrina oder Norba antica, die Volkskerstadt über den Pontischen Sümpfen.

Obgleich es nicht Bestimmung des deutschen Priesterkollegs am Campo Santo war, gesellschaftlicher Mittelpunkt oder gar gut geführtes Reisebüro zu sein, war für uns römische Stipendiaten auch dessen profane Rolle von großer Wichtigkeit. Der Campo Santo war für uns alle, auch für unsere protestantischen Freunde, ein verbindender geistiger Mittelpunkt. Monatlich einmal lud Prälat Schuchert zusammen mit der Görres-Gesellschaft zu einer Sabbatina, einer samstäglichen akademischen Abendveranstaltung für interessierte Gäste vor allem aus dem Kreis der deutschen Römer ein. Dabei unterstrich ein wissenschaftlicher Vortrag, meist von Professoren, die gerade in Rom weilten, aber auch aus dem Kreis der angehenden Gelehrten, als die wir uns selbst betrachteten, den Anspruch des Campo Santo und des Römischen Instituts, gleichberechtigt neben den anderen deutschen wissenschaftlichen Instituten in Rom zu stehen. Nicht weniger verbindend wirkte dann der Ausklang eines solchen Abends, den der Rektor des Campo Santo finanzierte, der seinen besten Wein aus eigenen Weinbergen zu diesem Anlass anbot. Man interessierte sich auch für diese Seite unserer römischen Wirklichkeit, wenngleich der Anteil, den man an den schönen Festen nahm, nicht weniger lebendig war. Einmal im Jahr lud nämlich auch der Campo Santo zu einem Freundschaftstreffen ein, das auf dem Dach des uralten Gebäudes, im Schatten der Kuppel von Sankt Peter, recht lustig ablief. Prälat Schuchert, der meist streng und gemessen auftrat, offenbarte dabei höchst un-

gewohnte Seiten. Er zeigte Humor und konnte seine Mainzer Herkunft nicht immer gänzlich verbergen.

Es mag überraschen, doch die wichtigste Bestimmung im Einflussbereich des Campo Santo war auch für die meisten von uns, wie wohl seit Jahrhunderten, die eines religiösen Zentrums der Deutschen in Rom. Die Institution, die in diesem Zusammenhang zum Vorschein trat, war die Erzbruderschaft zur schmerzhaften Muttergottes. Wohl die Mehrzahl der deutschen und österreichischen katholischen Stipendiaten und Assistenten waren ihr beigetreten, wie auch höchst prominente Mitglieder wie Dieter Sattler mit Gattin und seinen Söhnen. Selbstverständlich war die Teilnahme an der Fronleichnamsprozession, der einzigen in Rom. Sie ging vom Campo Santo aus und durchzog den gesamten vatikanischen Bereich. Die Mitglieder der Erzbruderschaft trugen den ehrfurchtgebietenden schwarzen Sacco. Wichtig schien uns, den nur relativ kurze Zeit in Rom lebenden Mitgliedern, dass wir mit Erfüllung der pflichtgemäßen Teilnahme an den sonntäglichen Bruderschaftsgottesdiensten in der Kirche des Campo Santo das Recht erwarben, dort einst auch begraben zu werden. Wir haben es die zweieinhalb Jahre unseres Aufenthalts in Rom an pflichtgemäßer Mitfeier nie fehlen lassen. Unser diesbezüglicher Anspruch, der ja wohl nie realisiert werden wird, müsste noch in den Büchern der Bruderschaft festgehalten sein!

Dieter Sattler, seinerzeit wohl das prominenteste Mitglied der Bruderschaft, ehemals Staatssekretär im bayerischen Kultusministerium, war damals Botschaftsrat an der deutschen Botschaft und hatte als solcher auch den dienstlichen Auftrag, sich um die Deutschen in Rom zu kümmern. Die Gastfreundschaft, die er und seine Gattin uns, den jungen Stipendiaten, angedeihen ließ, ging weit über die offiziellen Pflichten hinaus (auch wenn nicht immer, wie bei Dieter Albrecht und Birgit Sattler, eine lebenslange Verbindung aus solcher Gastfreundschaft resultierte).

Oft waren wir zu Gast im schönen Landhaus am Rande der Stadt. Es war immer ein Fest. Auch der Geistliche Botschaftsrat an der Vatikanbotschaft, der westfälische Prälat Dr. Josef Höfer, gab jedes Jahr ein Festessen für uns Stipendiaten. Er führte natürlich kein Haus, sondern lud in ein Restaurant ein, jedes Mal dasselbe, hoch oben auf dem Monte Mario gelegen. Diese Einladungen waren aber nicht ohne Folgen. Die raffinierte Küche brachte es fertig, dass man Gang für Gang die kleinen Portionen mühelos konsumierte, um dann am Ende den Preis zu bezahlen. Jedes Mal gingen wir, Remigius Bäumer, Heribert Raab, meine Frau und ich die weite Strecke vom Monte Mario zum Vatikan zu Fuß, um wieder zu normalen Gefühlen zu finden.

Wie wichtig auch der deutschen Politik der Campo Santo war, erlebten wir in unserer römischen Zeit gleich zweimal. 1957 waren wir Stipendiaten mit Hunderten von deutschen Römern Gäste des Bundespräsidenten Heuß im Hotel Europa am Bahnhof, nachdem er uns bereits im Campo Santo besucht hatte. Die Rede, die er hier hielt, war weit origineller als jene staatsmännisch langweilige vor der deutschen Gemeinde im Hotel. Im kleinen Kreis der jungen Leute, die er im deutschen Kolleg antraf, sprach er völlig ungezwungen, natürlich sein Schwäbisch genussvoll zelebrierend, plaudernd ohne jeglichen Predigt-

ton. Auch Konrad Adenauer besuchte im Jahr 1958 den Campo Santo. Ich war zu stolz, ohne ausdrückliche Einladung wie beim Bundespräsidenten, der ja gerade uns sehen wollte, Spalier zu stehen und ging meinen täglichen Pflichten nach. So lernte ich den großen Bundeskanzler nie persönlich kennen, ersparte mir aber auch den milden Tadel, den er für einige meiner Kollegen hatte, darunter auch für den Vizerektor des Kollegs Remigius Bäumer: „Habt ihr denn keine Arbeit?“, fragte der strenge Vater und Großvater die nichtsnutzige Jugend und ging weiter. Heuß hatte dagegen sogar mit dem einen oder anderen kurz geplaudert. Adenauer machte natürlich große Politik und hatte keine Zeit herumzutändeln – oder erlaubte er sich wie so oft den Spaß, seine Bewunderer auf den Arm zu nehmen?

Adenauer hatte in der Tat keinen Grund, uns ernsthaft der Faulheit zu bezichtigen. Meine Freunde und ich haben in den Jahren 1956–1958 ausnahmslos hart gearbeitet. Einige Beispiele seien angeführt. Heribert Raab hatte zum Abschluss seiner römischen Jahre eine große Kiste voller Exzerpte und Photokopien, Material für seine Geschichte des Trierer Erzbischofs Clemens Wenzeslaus. Erich Meuthen schrieb noch in Rom sein großes Werk über die Wirksamkeit des Cusanus im Kirchenstaat, aufgrund bis dahin völlig unbekannter Quellen in Städten und Gemeinden ganz Italiens. Hannes Gründel brachte ein opus maximum als theologische Dissertation mit nach München, fußend auf zahllosen Handschriften der Vaticana. Heinrich Lutz wiederum schrieb in Rom nicht nur seine brillante Habilitationsarbeit über das politische System Karls V., sondern legte auch drei Bände Nuntiaturberichte vor. Remigius Bäumer fand hier in Rom die wichtigsten Quellen für sein Fundamentalwerk, die Geschichte des Konzils zu Basel, und Joseph Semmler, eigentlich Mediävist, brachte neben Studien zur Klosterreform des 10./11. Jahrhunderts seine Stipendiatsarbeit über das Staatssekretariat Pauls V. und Gregors XV. zum Druck.

Wissenschaftliche Höchstleistungen erwartete man von uns allen, sie zu erbringen war unsere Pflicht. Nur das rechtfertigte die an Erlebnissen so reichen, einen unvergleichlichen Höhepunkt der persönlichen Entwicklung gewährenden römischen Jahre. Mein Auftrag bestand wie jener Semmlers in der Erforschung einer wichtigen Epoche in der Geschichte des päpstlichen Staatssekretariats. Das Römische Institut der Görres-Gesellschaft hatte auf Anregung Konrad Reppens, der damals als Assistent am Deutschen Historischen Institut zu Rom mit den Quellenstudien zu seiner Habilitationsschrift über die Politik der Kurie in der Endphase des Dreißigjährigen Krieges befasst war, als neues Forschungsprojekt die Geschichte des päpstlichen Staatssekretariats gewählt. Der Leiter des Instituts, P. Engelbert Kirschbaum, hatte sich dieses Projekt ganz zu eigen gemacht. Er stand persönlich mit ausnehmendem Verständnis für die mit dem Projekt verbundenen Absichten ein. Das war nicht selbstverständlich, da er ja Professor für Kunstgeschichte an der Gregoriana war. Sein wissenschaftlicher Ruhm beruhte auf dem Aufsehen erregenden Ergebnis der von ihm geleiteten Grabungen unter Sankt Peter, die nicht nur eine Nekropole mit eindrucksvollen Grabmälern aufdeckten, sondern mit allergrößter Wahrscheinlichkeit auch das ursprüngliche Grab des heiligen Petrus lokalisieren konnten. P. Kirsch-

baum, das darf ich an dieser Stelle sicher einflechten, gehört zu den Persönlichkeiten, die mir am meisten bedeuteten. Unsere Verehrung für ihn war nicht nur bedingt durch seine Stellung, durch seinen Rang als Gelehrter, sondern vor allem durch seine Liebenswürdigkeit, sein Verständnis für seine Leute und sein Vertrauen in ihren guten Willen, sein herzliches, ehrliches Wohlwollen. Wir kamen ihm besonders nahe, als er uns in seine Sonntagsgottesdienste in der Priscilla-Katakombe einlud, wo er eine kleine Gemeinde um sich gesammelt hatte, Botschaftsangehörige wie Dieter Sattler mit Frau und die Sekretärinnen der österreichischen Botschaft, Gräfin Ledochowsky, die Nichte des Jesuitengenerals, und Baronin Zallinger vom Thurn, die Familie des Kanzlers Müller von der deutschen Botschaft, dann noch die Familie des Schweizer Architekten Galizia, der u. a. Sta. Monica an der Porta Cavalleggieri gebaut hatte. Es war keine exklusive Gemeinde, so wurden wir nicht behandelt. Die Predigten waren von tiefem Ernst getragen, so wie P. Kirschbaum auch seinen Ordensgelübden nachkam.

P. Kirschbaum war, wenn man so will, mein dienstlicher Vorgesetzter, den er aber nicht herauskehrte. Er war natürlich auch, da verantwortlich für das begonnene Projekt, Vorgesetzter in wissenschaftlicher Hinsicht. Ich kenne nur wenige Kollegen, die sich in dieser Position nicht in die Brust geworfen und sich hochgelehrt aufgespielt hätten. P. Kirschbaum war nicht nur ein liebenswürdiger Vorgesetzter, er war auch absolut ehrlich und bescheiden, aber nicht, als ob er nicht gewusst hätte, wer er war, ein wirklich großer Gelehrter. Er wusste aber, dass auch er seine Grenzen hatte und machte weder sich noch mir etwas vor, sondern empfahl mir, mich von Professor Walter Holtzmann, dem Direktor des Deutschen Instituts, beraten zu lassen. Gleichzeitig verwies er mich an Prälat Hoberg, den offiziellen Betreuer des mir zgedachten Projekts. Das Gespräch mit Holtzmann, einem eingefleischten Mediävisten, war, soweit es dieses Projekt betraf, sehr kurz. Er gestand mir unumwunden, dass er von diesem Thema nichts verstehe. Meine Methode der Annäherung an die zu erwartenden Probleme, die ich knapp darlegte, hielt er für angemessen, ohne aber auf Einzelheiten einzugehen. Er dachte zweifellos, strample du dich nur eine Weile ab, etwas wird schon herauskommen. Auch Prälat Hoberg konnte mir nicht mehr als allgemeine Ratschläge geben, doch waren bereits die Hinweise auf die Standorte, den Umfang und den Charakter der in Betracht kommenden Quellen außerordentlich hilfreich. Vor allem war er in seiner Eigenschaft als stellvertretender Leiter des Vatikanischen Archivs für den reibungslosen Ablauf meiner täglichen Arbeit von unschätzbare Dienstbereitschaft. Es gab keine Probleme, wenn ich einmal ganze Serien von Akten auf einmal bestellte, die ich benötigte, um statistische Werte zu ermitteln – das waren oft zwanzig Bände und mehr am Tag.

In der Vatikanischen Bibliothek war die Hilfsbereitschaft nicht geringer, allerdings zeigte sie sich hier auf der untersten Stufe der Hierarchie, beim Kustoden. Ich hatte besondere persönliche Empfehlungen an den Präfekten der Vatikanika, Kardinal Angelo Mercati, einen weltberühmten Gelehrten, und bat um eine Audienz, die sehr liebenswürdig verlief. Nur mein wichtigstes Anliegen war in schlechtesten Händen. Ich erläuterte dem Kardinal mein Thema und

sprach die zur Bearbeitung der Akten angemessene, wahrscheinlich auch erfolgreiche Methode an, wie die Feststellung des vermutlichen Einflusses der einzelnen Beamten – deren Handschrift kennen zu lernen meine erste Aufgabe sein würde – möglich sein würde, nämlich durch quantitative Ermittlung der von ihnen stammenden Weisungen. Er hörte mich geduldig an, doch als ich ihm erklärte, dass ich dafür zu gewissen Zeiten eine größere Anzahl von Bänden pro Tag brauche, war er geradezu entsetzt. Der Kustode, mit dem ich zu tun hatte, sah das anders. Er lieferte mir auch fünfundzwanzig Bände, wenn ich das wünschte. Ich revanchierte mich durch regelmäßige Lieferung von Briefmarken – er sammelte für die Mission – zusätzlich zu der üblichen mancia von 1000 Lire zu den hohen Feiertagen. Ohne diese, vielleicht außergewöhnlichen Gefälligkeiten in Archiv und Bibliothek hätte ich meine Arbeit unmöglich in der dafür vorgesehenen Zeit fertig stellen können.

Die Themenstellung stammt, wie gesagt, von Konrad Repgen, der bei seinen Studien zur päpstlichen Politik während des Dreißigjährigen Krieges mit den quellenkritischen Problemen, die sich bei den vielen Überlieferungsformen der Akten und Korrespondenzen aufgrund der vielen heranzuziehenden Archive ergaben, manchmal große Schwierigkeiten hatte. Er forderte deshalb eine kritische Untersuchung der Quellen von einem zentralen Ansatz aus, wie es bei den unterschiedlichen Quellen zur Geschichte des Mittelalters die Regel ist. Die Geschichte also der Kanzlei, von welcher die Urkunden ausgehen, die oft die einzige zuverlässige Überlieferung darstellen, ist hier Voraussetzung für die Prüfung ihrer Echtheit. Wie hier, bei den mittelalterlichen Kanzleien, forderte Repgen also auch für neuzeitliche Quellenbestände die Ermittlung der Zusammensetzung und der Arbeitsweise der in Frage kommenden Behörden. Wie bei den kritischen Bemühungen der Mediävisten ist auch dabei die entscheidende Methode die Zuweisung der Schreiberhände an bestimmte Persönlichkeiten. Repgen forderte also nicht weniger als die Übertragung der Methode der Mediävisten, der Diplomatik, mutando mutandis auf die Geschichte der Neuzeit. Dabei waren natürlich jeweils spezifische Voraussetzungen zu bedenken, je nach Epoche und Herrschaftsform.

Für Repgen persönlich ging es um die kritische Untersuchung der für die Politik der Kurie wichtigsten Institution, des päpstlichen Staatssekretariats. Eine Denkschrift, die er noch 1954 dem Römischen Institut der Görres-Gesellschaft vorlegte<sup>1</sup> und in der er die Bedeutung des Themas und die für seine Behandlung zutreffende Arbeitsweise umriss, war der entscheidende Anstoß für die Wahl dieses neuen Arbeitsfeldes des Instituts. In der Umsetzung durch die ersten Bearbeiter eines Teilbereiches, des Staatssekretariats Urbans VIII.<sup>2</sup>, Pauls V. und Gregors XV.<sup>3</sup> kamen die entsprechenden Grundsätze zur Geltung.

<sup>1</sup> Abgedruckt in: A. KRAUS, Die Geschichte des päpstlichen Staatssekretariats als Aufgabe der Forschung, in: RQ 34 (1989) 88 f.

<sup>2</sup> A. KRAUS, Das päpstliche Staatssekretariat unter Urban VIII., 1623–1644 (= 29. Suppl. RQ) (Freiburg u. a. 1964)

<sup>3</sup> J. SEMMLER, Das päpstliche Staatssekretariat in den Pontifikaten Pauls V. und Gregor XV., 1605–1623 (= 33. Suppl. RQ) (Freiburg u. a. 1969)

Die Theorie war einfach, die Umsetzung erschien mir in den ersten Wochen geradezu hoffnungslos. Wo sollte ich überhaupt anfangen? Die Masse der zu bearbeitenden Aktenbände war erdrückend. Der jeweilige Charakter der Bände war mir gänzlich fremd, ein geistiges Band konnte ich nicht finden. Konrad Reppen, damals bereits Assistent Braubachs in Bonn, war 1956 zu abschließenden Studien für seine Habilitationsschrift noch einmal in Rom und gab mir die entscheidenden Hinweise. Er legte mir nahe, alle für einen wichtigen Vorgang einschlägigen Stücke genau zu untersuchen, die Berichte der Nuntien, die Bearbeitung durch die kurialen Behörden, bis hinauf zum Papst, und sie in Beziehung zu Schriftstücken zu setzen, die als Elaborate der in Betracht kommenden Sekretariate in Frage kamen. Dieser Hinweis machte mir, gewissenhaft befolgt, tatsächlich in wenigen Tagen die Grundzüge des Geschäftsgangs klar. Ich konnte nun systematisch Band für Band klassifizieren, die Hände der Schreiber, der Minutanten und der Chiffrensekretäre unterscheiden und so allmählich die Zusammensetzung des Staatssekretariats ermitteln. Die Auswertung der Brevensuppliken, die auch für die vergangenen Jahrhunderte im modernen Staatssekretariat aufbewahrt werden, lieferte dann die zu der Handschrift passenden Namen und reiches biographisches Material für Sekretäre und Schreiber. Über diese ersten Ergebnisse durfte ich bereits auf der Tagung der Görres-Gesellschaft 1956 zu Paderborn in einem Vortrag referieren<sup>4</sup>, der großes Interesse fand und allgemein als Zeugnis für die Durchführbarkeit des ganzen Unternehmens gewertet wurde.

Jetzt wagte es P. Kirschbaum, der zunächst seine Skepsis nur mit Mühe verbergen konnte, mit dem ganzen Unternehmen auch an die römische Öffentlichkeit zu treten, und bat Pius XII. um eine Audienz. Bei dieser Gelegenheit sollte dem einstigen Kardinalstaatssekretär das neue Forschungsunternehmen der Görres-Gesellschaft vorgestellt werden. Zugegen waren nicht nur P. Kirschbaum und sein Stellvertreter, Prälat Völkl, sondern auch Professor Hans Peters, der Präsident der Görres-Gesellschaft, sowie deren Generalsekretär Professor Hermann Conrad. Obgleich nicht mit der Geschichte des Staatssekretariats betraut, durfte auch Heribert Raab, Schüler von Professor Leo Just in Mainz und ebenfalls Stipendiat der Görres-Gesellschaft, an der Audienz teilnehmen. Ich hatte eine steife, von unnahbarer Würde erstickte Begegnung mit einem Kirchenfürsten erwartet, der vor Hoheit nichts Menschliches mehr an sich trug – so wie ihn Photos zeigten oder wie er bisweilen in Generalaudienzen erschien. Ich war völlig überrascht. Der Heilige Vater gab sich uns Stipendiaten gegenüber wirklich wie ein Vater, gütig, wohlwollend, aber, und das überraschte noch mehr, wie ein alter Freund. In der Tat war Peters, Reichstagsabgeordneter und angesehener Jurist, ein vertrauter und in vielfältiger politischer Zusammenarbeit erprobter Weggefährte des Nuntius Pacelli gewesen, und außerdem war P. Kirschbaum für Pius XII. langjähriger Gesprächspartner dank seiner regelmäßigen Berichte über den Fortgang der Grabungen unter Sankt Peter. Der Papst und

<sup>4</sup> A. KRAUS, Zur Geschichte des päpstlichen Staatssekretariats: Quellenlage und Methode, in: Jahresbericht der Görres-Gesellschaft für 1957 (1957) 5–16.

seine Freunde unterhielten sich über alte Zeiten und gemeinsame Bekannte. Vom Staatssekretariat war nach den ersten Worten der Ansprache von Peters nicht mehr die Rede. Ich habe es Pius XII. nicht übel genommen, sah ich doch, wie müde er an diesem Tag war, zwei Jahre nach seiner schweren Erkrankung, deren Auswirkungen nie ganz ausgeschaltet werden konnten. Aber als dann, vielleicht nach einer Viertelstunde, der Photograph kam und uns alle auf die Platte bannte, reckte sich der Heilige Vater und stand plötzlich wieder da, wie man ihn kannte, hoheitsvoll, kraftvoll, unerschütterlich im Bewusstsein seines Auftrags (Photo im Jahresbericht der Görres-Gesellschaft von 1957). Aber ich hatte ihn auch anders gesehen, als Menschen, den man lieben musste. Das tat meiner Verehrung keinen Abbruch, aber so oft ich ihn während meiner römischen Jahre noch sah, in Sankt Peter, in Castel Gandolfo, immer sah ich in ihm stets auch den Vater.

Diese Audienz bedeutet für mich auch heute noch den Höhepunkt dieser Jahre. Sie zählt heute nicht weniger als der wissenschaftliche Ertrag, den ich meinen Auftraggebern in Köln und Bonn und meinen Gönnern in München schuldete, Schulden, die ich auch abgetragen habe. Aus dem Bereich meiner Forschungen zu Urban VIII., das zeigt ein Blick in die jüngsten Editionen von Nuntiaturreportagen zu diesem Pontifikat, wird vor allem die Gesamtdarstellung von 1964 immer wieder konsultiert, gelegentlich auch eine meiner Editionen von Denkschriften und dergleichen aus dieser Zeit. Das Manuskript zur Geschichte des Staatssekretariats Urbans VIII. lag übrigens bereits 1961 den Gutachtern vor, die sich zum Teil sehr viel Zeit ließen. Ich habe die Fertigstellung dieser Stipendiatsarbeit jedenfalls nicht zu Gunsten meiner Habilitationsschrift zurückgestellt, wie es scheinen möchte – diese war erst 1963 druckfertig. Da ich vereinbarungsgemäß die Nachmittage für meine Habilitationsschrift über die Bedeutung der deutschen Akademien für die Entwicklung der Geschichtswissenschaft im 18. Jahrhundert verwenden durfte, habe ich allerdings auch diese in meinen römischen Jahren entscheidend gefördert. Die Vatikanische Bibliothek ist nämlich überraschend reich an Geschichtswerken der frühen Neuzeit, auch deutscher Provenienz (sogar die Geschichte Münchens von Michael Bergmann, 1783, fand ich hier). So konnte ich fast alle Lücken schließen, die vorher – bedingt durch meine Tätigkeit als Studienrat – geblieben waren.

Nicht messbar ist schließlich der Schatz an Erinnerungen vielfältiger Art, die wir, meine Frau und ich, aus Rom mitgenommen haben. Dafür können wir nicht genug danken: Der Görres-Gesellschaft, der ich mein Stipendium verdanke, ihrem Römischen Institut mit den großartigen Persönlichkeiten, die ihm ihr Gepräge verliehen, dem Campo Santo, der uns dank der Leitung, dank den Freunden, die wir dort gewonnen haben, Heimat geworden ist.